

für die

Literatur des Auslandes.

N^o. 133.

Berlin, Donnerstag den 6. November

1845.

Ostindien.

Die Philippinen unter spanischer Herrschaft.

Die Insel Luçon.

Im Südosten des asiatischen Continents liegt eine große Gruppe von Inseln, die warm, wasserreich und fruchtbar sind und den Umfang europäischer Königreiche haben. Ihr Boden ist noch unberührt und birgt Schätze, die, wenn man kühn genug wäre, sie ans Licht zu fördern, alle Erwartungen erfüllen würden. Die Inseln werden im Innern von Regern, an der Küste von Malaien bewohnt; doch die Einen wie die Anderen sind zu roh, um den Werth der Reichthümer zu ahnen, die unter ihren Füßen ruhen. Java ist die einzige von ihnen, die in den Händen fleißiger Besitzer ihren Ueberflus entfaltet. Dagegen muß man behaupten, daß die Spanier, die seit fast drei Jahrhunderten die nördliche Gruppe — die Philippinen — beherrschen, nicht viel verständiger gewirtschaftet haben, als die Wilden, von denen sie umgeben waren. Anstatt sich der lebendigen Kräfte dieser gewaltigen Natur zu bemächtigen, anstatt sie ihren Wünschen gehorsam zu machen, waren sie zufrieden, eine spärliche Nahrung von ihr zu erbetteln.

Die bekannteren der philippinischen Inseln heißen Mindanao, Negros, Zebu, Samar, Panai, Leyte, Mindoro und Luçon. Die letztgenannte ist die größte und schönste; sie ist es auch, welche die Spanier wirklich inne haben, während sie auf den anderen, so zu sagen, nur kampiren. Sie wurden von Magellan entdeckt, der am 1. September 1520 mit fünf Schiffen und 237 Matrosen Spanien verließ. Nachdem er den Winter in Brasilien zugebracht und zwei Schiffe eingebüßt hatte, entdeckte er die Magellansstraße und gelangte durch sie, zuerst von allen Europäern, in die Südsee. Voller Hoffnung und stolz, seine kühnsten Berechnungen eintreffen zu sehen, durchsegelte er in vier Monaten das stille Meer, legte an den Ladronen (Mariannen) an und landete kurz darauf an der Insel Zamal, die zu einer großen Gruppe von Inseln gehörte. Von dieser Gruppe nahm er Besitz im Namen des Königs von Spanien und nannte sie Sanct-Lazarus. Von Zamal schiffte er nach Zebu, ward von dem dortigen Häuptling gut aufgenommen und bekehrte diesen und viele der Seinigen zum Christenthume. Aber der Häuptling von Maktan, einer benachbarten kleinen Insel, wollte weder die Oberhoheit des Königs von Spanien anerkennen, noch sich taufen lassen. Magellan griff ihn mit fünfzig Matrosen an, aber die Eingebornen vertheidigten sich so tapfer, daß er selbst und acht Spanier getödtet wurden. Don Juan de Serrano, der nach Magellan den Oberbefehl übernahm, fiel ebenfalls im Kampfe mit den Einwohnern von Zebu, deren Muth gewachsen war, als sie sahen, daß ihre neuen Herren nicht so unverwundbar wären, wie sie geglaubt hatten. Don Juan de Carvallo, dem jetzt das Kommando zufiel, bereitete sich, eine Gegend zu verlassen, wo zwei Befehlshaber bereits einen gewaltsamen Tod gefunden hatten und Krankheiten unter den Trümmern seiner Mannschaft wütheten. Er war gezwungen, eines von seinen Schiffen zu verbrennen, weil die Matrosen zur Bemannung von dreien nicht ausreichten. Er kreuzte noch einige Zeit zwischen den Inseln Zebu, Negros und Palarvan und wandte sich darauf nach den Molukken, wo die Schiffe ausgebessert und mit frischen Lebensmitteln versehen wurden. Auf dem Heimwege wurde noch eines der beiden Schiffe von den Portugiesen genommen, so daß von jener berühmten Expedition nur die „Victoria“, befehligt von Sebastian Cano, mit achtzehn Menschen am 7. September 1522 in San Lucar einlief, nachdem sie die erste Reise um die Welt gemacht hatte.

Eine zweite Flottille, die im Jahre 1524 nach den neuentdeckten Ländern ausgerüstet wurde, wurde durch ein Ungewitter zerstreut und kehrte unverrichteter Sache nach Hause zurück.

Eine dritte sichtete in Coruña im Jahre 1525 die Anker. Sie gelangte, nachdem der erste Kommandant, Loayra, gestorben war, unter Sebastian Cano nach den Molukken und wurde hier von den Portugiesen angegriffen. Die meisten Spanier kamen in diesem Kampfe oder in Folge herrschender Seuchen um, und nur ein kleiner Theil war noch übrig, als 1528 eine vierte Expedition aus Mexiko ankam. Trotz dieser Verstärkung konnten sich die Spanier nicht halten und mußten nach Amerika zurückkehren. Ungünstige Winde führten sie wieder nach den Molukken zurück, neue Krankheiten brachen unter ihnen aus und schwächten sie so an Zahl und Kräften, daß sie sich den Portugiesen als Gefangene übergeben mußten.

Die fünfte Expedition wurde von Mexiko aus im November 1543 ausgerüstet und fiel eben so unglücklich aus als die früheren. Als die Flotte, trotz

dem es der König direkt verboten hatte, wiederum bei den Molukken anlegte, starb der Kommandant Villalobos. Die Schiffe wurden zerstreut, und nur wenige Spanier kamen 1549 nach Europa zurück.

Alle diese mißglückten Versuche ermüdeten Philipp's II. Beharrlichkeit nicht. Er schickte 1564 wiederum zwei Schiffe unter den Befehlen des Don Lopez de Legaspi nach den Philippinen, wie die Inseln seit der Expedition unter Villalobos hießen. Don Lopez gelang es, den Häuptling von Zebu zu unterwerfen und sich auf dieser Insel festzusetzen. Er errichtete ein Fort, zog von Mexiko Verstärkung heran und bekriegte die Malaien von Sulu und Borneo. Im Mai 1570 unternahmen die Spanier, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, einen Zug nach der Insel Luçon, die sie bis dahin nur dem Namen nach kannten. Sie gefielen sich auf der Insel, nahmen sie in Besitz und gründeten 1571 daselbst die Stadt Manilla. Kaum aber hatten sie sich festgesetzt, als die neue Kolonie von dem berühmten chinesischen Piratenkönig Li-ma-hon angegriffen wurde. Die Seeräuber wurden zurückgeschlagen und verfolgt; Li-ma-hon entkam mit einem Theile der Seinigen, während der andere sich in die Berge Luçons flüchtete, wo noch heute ihre Nachkommen unter den Eingebornen zu finden sind. Ein Angriff der Japanesen auf die Insel wurde noch blutiger, aber eben so glücklich abgewehrt.

Die Herrschaft der Spanier machte im Innern Luçons rasche Fortschritte, die neben dem Glück der Waffen besonders dem Eifer der Missionaire zuzuschreiben sind. Die Eingebornen wurden besiegt und getauft, die Häfen, besonders der von Cavita, in Verteidigungszustand versetzt und die Stadt Manilla mit Forts umgeben.

Im Jahre 1603 empfing der Gouverneur eine Gesandtschaft des Kaisers von China, die, wie sie sagte, kam, um nachzusehen, ob die Halbinsel Cavita wirklich aus Gold bestände, was dem Kaiser hinterbracht worden war. Doch dieser lächerliche Grund zeigte sich bald als Vorwand, denn die Gesandten wiegelten die 25,000 Chinesen, die sich auf der Insel angebaut hatten, gegen die Spanier auf und veranlaßten die Revolte, die ihnen beinahe die ganze Kolonie in die Hände gespielt hätte. Nachdem eine Menge Spanier und Eingeborne von den Empörern umgebracht war, ergriffen die Mönche selbst die Waffen, spornten die Ihrigen zu einer letzten Kraftanstrengung an, hielten die Chinesen in ihrem Siegeslaufe auf und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. Man verfolgte die Geschlagenen in das Gebirge und zwang sie durch Hunger zur Uebergabe, die sie mit Ermordung ihres Anführers und Uebersendung seines Kopfes an den Gouverneur beihätigten.

Dieser Sieg brachte den Spaniern nur für einige Zeit Ruhe, denn dreißig Jahre später empörten sich wiederum gegen 30,000 Chinesen, meist Ackerbauer, und verschanzten sich in einem Dorfe zwei Meilen hinter Manilla. Auf diese Weise beherrschten sie den Fluß, der an der Stadt mündete, und schnitten derselben die Zufuhr ab. Mit großer Mühe vertrieb man sie aus ihrer Stellung, auf der Flucht aber verheerten sie das Land, bis sie einzeln gefangen und umgebracht wurden. Seit dieser Zeit lehnten sich die Chinesen nicht mehr auf. Nun aber begannen die Eingebornen, sich zu empören. Nach einem schrecklichen Erdbeben, das 1643 Manilla ganz und gar zerstörte, sammelten sich die Malaien in den Provinzen Pampanga und Pangasinan und wählten sich einen König. Der Aufstand ergriff alsbald noch zwei andere Provinzen; die Malakaden wurden verjagt oder getödtet und selbst die Mönche und der Bischof von Ilocos nicht mehr geschont. Weder die Siege der spanischen Soldaten, noch die Hinrichtung des Königs, der in die Hände derselben gefallen war, konnten den Muth der Insurgenten brechen; erst als die Mönche ihren alten Einfluß wieder erlangt hatten, gelang es, die Ordnung wiederherzustellen. Ueberhaupt spielen die Mönche auf jeder Seite der Geschichte von Luçon; immer sind sie oben auf, es sey ein Feind zu bekämpfen, ein Aufstand zu unterdrücken, oder ein Volksstamm zu bekehren. Ihre Rolle wäre auch wirklich schön, wenn sie sich mit dem Mittelramte begnügt und nicht stets dahin gearbeitet hätten, dem politischen Oberhaupt alle Gewalt aus Händen zu reißen. Sobald die Kolonie vor äußeren Feinden sicher war und die unterworfenen Stämme das spanische Joch mit Geduld trugen, begannen Ränke und Zwistigkeiten zwischen Regierung und Geistlichkeit. Die Mönche nahmen sogar zu künstlichen Revolten ihre Zuflucht, um ihre Zwecke zu erreichen. Im Jahre 1664 bewirkten sie, daß der General-Capitain Don Diego de Salcedo sich in Mexiko vor dem Inquisitionstribunal zu Acapulco stellen mußte. Doch wagten selbst die Inquisitionen nicht, einen Mann zu verurtheilen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er bei dem ewigen Hader zwischen Erzbischof und Mönchen keiner Partei zu Hülf gekommen war. Er wurde wieder nach Manilla zurückgeschickt, starb aber auf dem Wege, und die Strafe, die vom Könige über die

Berleunder verhängt wurde, kam nun zur Ausführung. Im Jahre 1719 ward der General-Capitain Ferdinand von Bustamente vom Erzbischof exkommuniziert, weil er einen Schuldigen in der Kathedrale hatte ergreifen lassen. Das Volk, von den Mönchen aufgehetzt, überfiel den Palast und ermordete den Don und seinen Sohn. Der Erzbischof übernahm die Regierung und sah ruhig zu, wie die Malaien die Küsten plünderten. Als der König diese Vorgänge erfuhr, rief er den Erzbischof nach Europa und übergab ihm eine andere Diözese.

Zum Jahre 1738, zur Zeit als Frankreich und Spanien mit England Krieg führten, verwaltete ein anderer Erzbischof, Don Manuel Roca, das Amt eines General-Capitains, traf aber, trotz der Gefahr, in welcher die Insel schwebte, keine Verteidigungsmaßregel. Als nun im Herbst jenes Jahres ein englisches Geschwader unter den Befehlen des Admirals Cornix in der Bucht von Manilla erschien und drei- bis viertausend Mann mit ihrem General Draper ans Land setzte, war die Hauptstadt der Philippinen fast von aller Besatzung entblößt. Der Erzbischof leistete nur einen geringen Widerstand, die Engländer besetzten die Vorstädte und schossen bereits auf die Stadt, als der Kanonikus Anda mit sechstausend bewaffneten Eingebornen dem bedrängten Manilla zu Hilfe eilte. Leider aber waren seine Soldaten wenig diszipliniert, zerstreuten sich bei einem Ausfalle und wurden niedergemetzelt. Die Stadt kapitulierte, wurde aber trotz der Capitulation und einer Brandschatzung von 4 Mill. Piastern geplündert. Wenige Tage darauf erlitt Cavita das Schicksal der Hauptstadt. Man konnte in Manilla die vier Millionen Kriegskosten nicht aufreiben und sandte Commissaire in die Provinzen, um das Fehlende herbeizuschaffen. Aber die Eingebornen, von dem Kanonikus Anda aufgezwängt, weigerten sich, den Kägern eine Steuer zu zahlen. Anda und ein tapferer Offizier, Namens Bustos, führten sie gegen die Engländer und beschoffen die Stadt, als die Nachricht von dem Friedensabschlusse ankam und die Feinde aus freien Stücken die Insel räumten.

Die Ruhe ließ sich schwer auf Luçon herstellen. Der Verband der Provinzen war aufgelöst, die Bewohner zweier Provinzen blieben unter Waffen und wählten sich einen König. Anda, der General-Capitain geworden war, und Bustos führten nach langen Kämpfen die Ordnung in das Land zurück.

Der Nachfolger Anda's war Francisco Vasco. Dieser General-Capitain wagte es, das Ansehen der Mönche zu untergraben und Verbesserungen in die Verwaltung einzuführen. Eine Verschwörung entspann sich gegen ihn, deren Zweck war, ihn gefangen zu nehmen und nach Europa zu schicken; sie wurde aber von einem Offizier verrathen. Der Gouverneur ließ die Verschwörer ergreifen und auf das Schiff bringen, das sie für ihn bestimmt hatten. Unter Vasco's Verwaltung entstand auch die königliche Compagnie der Philippinischen Inseln, der die Regierung das Monopol des auswärtigen Handels verlieh. Sie war indeß nach einem so verkehrten Plane angelegt, daß sie sich im Anfange dieses Jahrhunderts auflösen mußte. (Fortsetzung folgt.)

England.

Lady Esther Stanhope.

(Schluß.)

Aber dies Alles war nur die Decoration zu ihrer Rolle; sie mußte sich nun auch in Achtung und Furcht setzen. Sie durfte auf kein Recht Anspruch machen, als auf das der Gastfreundschaft, und fand bei ihrer Ankunft im Orient nur so viel Auszeichnung, als sie nach ihrer Stellung in England erwarten konnte. Diese würde sich bald verloren haben, wenn sie nicht alle List und Kühnheit ihres Charakters aufgebieten hätte, um sich einen Einfluß zu sichern.

Bald gewann ihre Meinung Ansehen und ihre Freundschaft Werth. Die Bevölkerung fürchtete diese Frau, die weder Armeen noch Schätze besaß, und die Pascha's unterhandelte mit ihr, wie einst die Patrie von England und die Mitglieder des Pittschen Cabinets. Geschenken und Bestechungen war sie unzugänglich, wie oft ihr deren auch angeboten wurden. Sie vertheilte ihr Gold unter Arme und Verbannne, wahrlich bis zur Tollheit in ihren Worten und Handlungen, und so erwarb sie eine Herrschaft ohne materielle Stütze, allein durch die Kraft ihres Geistes. Anfangs verbreitete sie überall Gerüchte von ihren übernatürlichen Kräften, von ihrem Umgang mit Geistern, dann wußte sie es zu machen, daß alle Welt von ihr sagte, sie sey unerbittlich in ihrer Rache und unerschöpflich in ihrer Gnade. Hätte sie bei dem Einfluß, den sie auf die Gemüther übte, über hinlängliche Geldmittel verfügen können, so wäre sie in der That Herrin des Libanon geworden und hätte so ihre kühnen Träume in Erfüllung sehen können.

Sie leistete dem gefürchtetsten Manne des Landes, Abdallah Pascha, einen wesentlichen Dienst, indem sie ihm bei einem europäischen Banquier Kredit verschaffte. Hierdurch kam sie wieder einen Schritt weiter in ihrer Naturalisation. Mit den europäischen Sitten legte sie nach und nach auch die europäische Philantropie ab. Sie sah ein, daß sie nicht eher in voller Achtung stehen werde, als bis sie sich würde einen Henker zugelegt haben. Sie verschaffte sich einen ganz nach orientalischem Geschmack, oder vielmehr sie ließ ihn von dem Emir beschirzen, der sich am besten auf solche Dinge verstand. Er hieß Hamaady, war ein großer Mann mit Geieraugen und gewiß auf zehn Meilen in der Runde die geachtteste Person. Er kam durch kein Dorf, ohne daß man ihm alsbald das beste Haus und Früchte und Blumen angeboten hätte. Unter den Befehlen seines schrecklichen Herrn, dessen persönlicher Freund und Vertrauter er war, hatte er mehr als zweitausend Männer und Frauen erdroffelt, gehängt oder aufgespießt. Uebrigens ließ Lady Stanhope Niemanden anfassen; die Königin von Tadmor machte einen sehr bescheidenen Gebrauch

von diesem Regierungsmittel und benutzte Hamaady weniger zu wirklichen Executionen, als in terrorem, wie die alten Juristen sagen.

Als der Doktor, der sich auf diese orientalische Praxis nicht verstand, ihr seinen Abscheu vor den Zangen und Schrauben zu erkennen gab, die Hamaady stets mit sich führte, rechtfertigte sich Lady Esther nicht übel. „Ihr lebt hier — sagte sie zu ihm — mitten im Libanon und versteht so wenig von dem, was um euch vorgeht, als ein alter Baumstumpf. Hier verachtet man nichts so sehr, als die Milde. Wir wollen nicht von Fennen geführt seyn, sondern von Tigern! lautet das Sprüchwort hier zu Lande. Meine abyssinische Magd Fatum vollführte keinen meiner Befehle und rührte sich nicht, wenn ich auf sie schalt. Ich ließ sie vor mich treten und fragte sie, was ihr Ungehorsam und ihre Faulheit zu bedeuten hätten. Sie antwortete: „Ihr scheltet mich stets, große Königin, und mir ist immer, als wölket ihr euch lustig machen, wenn ihr mir lange Reden haltet. Warum laßt ihr mir nicht die Peitsche geben? Das würde ich verstehen.“ Ohne jene kleinen politischen Vorsichtsmaßregeln wären wir längst geplündert und im Schlafe erdroffelt worden, denn ich weiß, daß die Bauern, als ich mich hier niedergelassen hatte, den Plan schmiedeten, in der Nacht das Dach über meiner Schlafkammer zu zerbrechen und angezündetes Stroh hineinzuwerfen, damit ich erstickte. Diese Leute achten nur die Stärke, den unbeugsamen Willen und die Gewalt der Grausamkeit. Mustafa Pascha, den ich gefangen habe, konnte seine aufgeregten Nerven nur beruhigen, wenn er einen Menschen tödtete. Kam ihn die Lust dazu an, so merkten das seine Diener an einem dumpfen Röcheln, das er ausstieß und das ungefähr klang wie das brummende Schnauben eines Tigers. Als bald brachte man ihm einen Gefangenen, den er eigenhändig kopfte. Darauf wurde er wieder friedlich und tauchte ruhig seine Peitsche.“

„Ohne unseren Henker Hamaady wäre der arme alte französische Reisende, Hr. Dana, jüngst vor Hunger im Gebirge umgekommen. Das Raubgesindel hier hatte ihm sein Ränzgen, seine Dublonen und Papiere gestohlen, so daß er nicht wußte, was aus ihm werden würde. Als die Bevölkerung des Dorfes beisammen war, sprach Hamaady auf meinen Befehl zu den Leuten folgendes im anständigen Ton: „Meine lieben Freunde, der Reisende will Keinem ein Leid thun, aber hier sind seine Papiere und sein Geld verschwunden. Gebt Beides zurück, und es soll euch nichts Uebles geschehen.“ Aber man protestirte und schwur, die Männer schrien und die Frauen noch mehr. Hamaady sah, daß er mit dem Reden nichts ausrichten würde, und ließ seine Zangen glühend machen und die kleinen Kupferhauben, die man den Angeklagten auf den Kopf legt. Die Frauen heulten von neuem, das sey eine Ungerechtigkeit; aber Hamaady ergriff diejenige, die am meisten schrie, und steckte ihr eine glühende Nadel unter einen Fingernagel. „Laßt mich los — rief sie — ich will ja Alles bekennen.“ Sie sagte aus, glaubt ihr's wohl, Doktor, daß der Sohn des Pfarrers den Reisenden bestohlen und sie das Geld mit ihm getheilt hätte. Sagt mir, mein lieber Philanthrop, war's nicht besser, diese Diebin zu bestrafen, als den unglücklichen Reisenden umkommen zu lassen? Die Orientalen, Freunde, sind wie die Weiber. Sie wollen Menschen haben, die sie schützen, und ermessen die Möglichkeit dieses Schutzes an der Kraft der Hand, die sie züchtigt. Wer sich umbringen läßt, ist bei ihnen eine niedrige Seele, die ihren Spott verdient.“

Lady Stanhope hatte viel gewonnen, wenn man sie für gerecht, für mächtig und unerbittlich hielt, aber noch nicht Alles. So lange sie nicht für eine Zauberin galt, glaubte sie ihren Einfluß noch nicht fest gegründet. Auch dies gelang ihr, und so vollständig, daß alle Welt, selbst der Doktor, davon getäuscht wurde. Sie umgab sich mit allerhand astrologischen Zeichen und beobachtete gewissenhaft die unheiligen und heiligen Tage. Am Mittwoch zog sie sich zurück, und Niemand durfte sie stören. Sie hatte eine magische Schlange mit einem Menschenkopf, die ihr — sagte sie — die Ankunft des Messias verkünden würde, ein kleines Füllen, dessen Rücken wie ein natürlicher Sattel eingebogen war und das ehrfurchtsvoll in einem Stalle aufgezogen und gepflegt wurde, denn es sollte einst den Messias nach Jerusalem tragen, wenn er mit ihr dahin ziehen würde. Nachts um zwei Uhr stand sie auf und befragte die Sterne; ja es genügte ihr nicht, für eine Prophetin gehalten zu werden, sie umgab sich auch mit einem Heere von Wahrsagern, die im Lande gefürchtet waren und die sie durch Geschenke an sich fesselte. Zwei Unterpropheten halfen ihr vorzugsweise bei ihren Unternehmungen, ein Franzose und ein Araber. Der Erstere, ein Greis, der länger als zwanzig Jahre von ihrer Güte lebte, hatte Tippu-Sahib und Lally gefannt und hieß Loustauneau. Die Sonne des Orients und seine bunten Schicksale hatten ihm ein wenig den Kopf verdreht. Er war der Sohn eines Landmannes in den Gegenden von Tarbes in Süd-Frankreich, ging zu vierundzwanzig Jahren als Matrose zur See und diente später dem Nadschah von Scindia. Als er nach Frankreich zurückkehrte, verlor er seine Habe durch die Revolution, wurde von der Familie Orleans unterstützt und gründete eine Eisengießerei an der spanischen Gränze. Der Bürgerkrieg vernichtete sein neues Vermögen, und ratlos schiffte sich der arme Mann nach dem Orient ein, fünf Kinder in Tarbes zurücklassend. Sein Verstand hatte bei diesen Wechselfällen des Schicksals gelitten. Er irrte in Syrien von Dorf zu Dorf umher, Almosen bittend und, die Bibel in der Hand, die Zukunft prophezeiend, als die Königin von Tadmor von ihm reden hörte. Sie ließ ihn aufsuchen und unterhielt ihn mit großer Freigebigkeit und Zartheit. Er wurde in Mar-Elias einquartiert und wiederholte überall, Bibelstellen dazu citirend, daß die Königin des Orients gekommen und der Messias ein zweites Mal erscheinen werde. Dies vabte prächtig zu den Plänen der Königin von Tadmor. Ost sah der Greis, eine großmächtige Bibel auf den Knien, auf dem Balkon des Klosters, das ihm zum Wohnsitz angewiesen war, und um die Schultern flatterte ihm sein langes weißes Haar. Eines

Tages ward fast das ganze Gebäude durch eine Erdrerschütterung zerstört; aber der Balkon, auf dem der Prophet saß, blieb stehen, und eine Mauer, die sich langsam gegen ihn neigte, als wollte sie sich vor ihm beugen, stürzte zu seinen Füßen nieder. Dieses Wunder vermehrte nicht wenig die Ehrfurcht vor dem Wahrsager und der Lady. Auf einem anderen Flügel desselben Klosters hatte sie ihren zweiten Propheten, Metta, placirt, den arabischen Lehrer des Dorfes, der bei der Ankunft Lady Esther's vom Wahrsagergeist ergriffen wurde und ihr verkündigte, daß der Thron des Orients ihr gehöre. Dieser Schuß, den sie einem blödsinnigen Greise und einem lügnersischen Araber angebeißten ließ, machte sie in den Augen des Volkes zur Königin der Zauberer und vermehrte die orientalische Verehrung für ihre Person und ihren Namen. Metta behauptete, in einer Höhle Abyssiniens liege ein prophetisches Buch in arabischer Sprache geschrieben, in welchem Esther's ganze Zukunft verzeichnet sey. Sie gab ihm ein schönes Pferd; er reiste Angesichts des ganzen Dorfes ab und kam nach vierzehn Tagen mit dem arabischen Manuskripte wieder, in dem zu lesen war: „Eine europäische Frau wird das Dschihum besetzen, einen Palast daseibst bauen und mächtiger werden, als der Sultan.“ An diese Weissagung knüpfte er die Geschichte von dem Hüllen mit natürlichem Sattel, von einem Sohne ohne Vater und einer unbekanntem Frau, die des Messias Vorkäuser seyn und Lady Esther bei ihrem feierlichen Einzug in Jerusalem begleiten würden. Solche Gaukeleien, die dem Doktor unbegreiflich waren, dienten am meisten dazu, die Syrier des Libanon zu gewinnen. Seit sie als Zauberin anerkannt war, vermochte der Emir Beschir nichts mehr über sie. Sie anzugreifen, wurde ein fruchtloses und gefährliches Wagniß, und von der Höhe ihrer Bergfeste, in ihren seidnen Gewändern, die zu Lumpen zerfielen, umgeben von diebischen Dienern, die sie ausplünderten, lachte die alte Sibylle des Emir.

Sie erhielt sich in ihrer kühnen Rolle durch unverflegliches Wohlthun; Wittwen, Waisen, Gefangene, Verwundete, Verbannte wurden von ihren Geschenken überhäuft. Als orientalische Königin schickte sie ihren Schülern Körbe mit Datteln, angeschirrte Kameele, baute den Einen Wohnungen, den Andern gab sie Felder und Gärten. Sie füllte die Räume ihres Hauses mit Tüchern, Decken, seidnen Kleidern, Möbeln und Nahrungsmitteln, die sie mit Verschwendung austheilte. Das Meiste verdarb, ehe sie Zeit hatte, es wegzugeben; Ameisen und Ratten verzehrten die Lebensmittel, der Wein schlug um, die eisernen Geräthe bedeckten sich mit Rost; aber es genügte ihr, daß man sie für reich und edelmüthig hielt. Sie bezahlte für die Armen den Zehnten und den Miry, zwei lästige Abgaben, und ließ jährlich mehr, als 1000 Pfaster unter die Einwohner von Saïda vertheilen. Sie ließ sich nach allen Kranken und Alten erkundigen und wagte selbst politischen Flüchtlingen zu Hilfe zu kommen. So richtete sie ihr Vermögen zu Grunde, aber sie bereute. Der Doktor fand sie völlig wahnsinnig, doch er bedachte nicht, daß man entweder gar nicht nach dem Orient kommen oder sich dieser Mittel bedienen müsse.

Man sieht, mit welchem Scharfblick und welcher Gewandtheit sie dieselben benutzte. Sie stützte sich auf die mächtigsten Hebel der menschlichen Phantasie, auf den Aberglauben und die Furcht, und so werden uns ihre politischen Erfolge weniger in Staunen setzen. Die Zauberin und Sultanin zu spielen, auf einem Felsen zu hausen und die Bauern und Bergbewohner zittern zu machen, genügte ihr noch nicht; sie erklärte sich offen für den Islam, gegen den Emir Beschir, gegen Mehmed-Ali und die europäische Civilisation. Zu ihrem vornehmsten Bundesgenossen wählte sie einen furchtbaren Mann, der ihr viel Ehrerbietung bewies, jenen Abdallah Pascha, den Tyrann von Acere. Sie gab ihm Rathschläge und scheute sich nicht, ihn zu tadeln. Eines Tages hatte er ein Bajurdie, das heißt, einen Befehl zu Confiscationen und Erpressungen, erlassen. „Du machst dich unnützer Weise verhaßt — schrieb sie ihm darauf — durch solche Bedrückungen, und deine Secretaire, die dir schmeicheln, werden dich ins Verderben stürzen.“ Als der Brief der Lady ankam, hatte der Pascha fünf bis sechs Depeschen zu lesen; aber er schob sie bei Seite, las jenen Brief, und sogleich zerriß er sein Bajurdie und jagte die Secretaire fort. — Mehmed-Ali fürchtete die Gegenwart und die Fähigkeiten dieser Frau und hat sie in einem Schreiben, daß sie wenigstens neutral bleiben möchte, aber sie ging nicht darauf ein. Man kann Lady Stanhope als einen der bedeutendsten Hebel des Aufstandes der Bergbewohner betrachten. Sie ermutigte die Drusen, gab ihnen Geld und Waffen und entflammte ihren Haß gegen den Emir und Ibrahim, indem sie den stolzen und wilden Bergbewohnern ihre Demüthigung vor Augen führte. Ibrahim hatte sich ohne Schwereitreich des Libanon bemächtigt, und folgende Worte, die Lady Stanhope hinterbracht wurden, waren ihm nach der Eroberung entfahren: „Seht“, rief er, „diese Hunde von Drusen hatten nicht einmal eine Kugel uns entgegenzuschicken!“ So oft Lady Esther einen Bergbewohner sah, sagte sie zu ihm: „Nun, Hund von einem Drusen, du hattest also keine Kugel, Ibrahim entgegenzuschicken?“ Ihre Dienerschaft richtete sie ab, dieselbe Formel zu wiederholen, und bald wiederholte das ganze Gebirge von diesen Worten.

Als die Insurrection ausgebrochen war, behielt sie diese kriegerische Stellung bei und wurde dessentwegen nicht weniger von dem Emir in Ehren gehalten. Sie trat in Verbindung mit dem Nebenbuhler des Emir, dem Scheich Beschir, und dennoch wagte er nicht, ein hartes Wort an sie zu richten. Er schickte Gesandte zu ihr, um sie zu beschwören, daß sie ein Land verlasse, wo es der Obrigkeit unmöglich werde, eine fremde Frau zu beschützen. Sie antwortete auf diese Anträge mit Drohungen und beleidigenden Ausdrücken. Einer von den Abgesandten des Emir legte, ehe er in ihr Zimmer trat, seine Pistolen und seinen Säbel ab. „Befiehl ihm“, sagte Lady Esther zu ihrer Sklavin, „bewaffnet hereinzukommen.“ — „Glaubst du“, rief sie

dem Eintretenden zu, „daß mir dein Herr Furcht macht? Ich kümmere mich nicht um seine Gifte und Dolche. An ihm und den Seinigen ist es, sich zu fürchten. Daß der Emir Chalil, sein Sohn, es sich nicht beifallen lasse, seinen Fuß hierher zu setzen: ich würde ihn mit eigener Hand tödten.“ Der Soldat, zitternd vor einer solchen Frau, hinterbrachte dem Emir die Worte der Zauberin vom Dschihum. Der Emir blies eine ungeheure Rauchsäule aus seiner Pfeife und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Gegen alle Muselmänner, die bis zu ihr gelangten, führte sie dieselbe Sprache, und ihre eben so ungewöhnliche als energische Politik hatte einen vollständigen Erfolg. „Ich weiß wohl“, sagte sie, „daß Niemand sicher ist vor seinen Messern und Tränkchen; aber man sage ihm, daß ich ihn verachte und ihm troge. Er ist ein Hund; wenn er seine Kraft mit der meinigen messen will — ich bin bereit!“ Ibrahim ließ endlich den geheimen Fenster Hamaady kommen und fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, sich dieser unbequemen Person zu entledigen. „Hohheit“, antwortete Hamaady, „Ihr thätet besser, sie in Ruhe zu lassen. Alle Mittel sind ihr gut. Man hat sie gebätschelt ihr ganzes Leben lang; sie achtet das Geld nicht mehr, als wir den Sand, und fürchtet sich vor nichts. Was mich betrifft, Hohheit, ich mag nichts mit der Zauberin zu schaffen haben, ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Thöricht oder vernünftig, Lady Stanhope hatte den Orient begriffen, und um der Konsulate zu spotten und sich eine unabhängige Macht im Libanon zu gründen, fehlte ihr nichts als Geld. Aber ihr beschränktes Einkommen, ihre unbegrenzte Freigebigkeit und die Diebereien ihrer Dienerschaft richteten ihr Vermögen zu Grunde. Armenische, jüdische und arabische Wucherer, denen sie in die Hände fiel, vertilgten den Rest. Mit ihrem Vermögen schwand auch ihre Gesundheit. Sie konnte nicht mehr schlafen, ihre Zunge bedeckte sich mit Blasen, und ihre Nägel begannen zu verfaulen. Fürchterliche Krämpfe marterten sie, und wenn der Doktor eintrat, sah er die unglückliche Alte auf den Knien vor ihrem Divan liegen, die Asche ihrer Pfeife versengte die Decke des Bettes, der Turban war ihr vom Kopfe gefallen, und Thränen rollten aus ihren gläsernen Augen. „Ach, Doktor, wie leide ich!“ sagte sie zu ihm. In der That, sie hatte einen Kampf mit ihren nagenden Gedanken, mit ihren Zweifeln an der Welt, an Gott und ihrer Seele bestanden, und die Last ihrer Erinnerung und das Gefühl, allein zu seyn, zermalmten sie. Nach und nach erhobte sie sich wieder, nahm ihre alte Würde wieder an, sprach von Pitt und Chatham, entwickelte ihre Theorien, und so kehrte Ruhe und Vernunft bei ihr zurück. Dies ewige Sprechen, dessen Opfer der Doktor war, war ein Heilmittel für sie. — Eines Abends, als der Donner über dem Libanon grollt hatte, sagte sie: „Ach, Doktor, wie wohl hat mir dieser Donner gethan!“ Er begann darauf, ihr wissenschaftlich zu erklären, wie die Freiverdung der Electricität wahrscheinlich auf ihren Körper gewirkt habe. „Pedant“, schrie sie ihn an, „ich habe euch immer für einen exzellenten, aber einfältigen Menschen gehalten.“ Und jetzt überkam sie die Begeisterung, diese Rauchwolken erfüllten das Zimmer, und in Strömen floß der Haß gegen Europa von den Lippen der Königin von Labmor. „Die Gedanken“, sagte sie, „kommen meinem Geiste, wie die Windsstöße in den Cedernwäldern. Wenn der Orkan ausgetobt hat, athme ich auf und fühle mich glücklich.“

Die europäischen Reisenden, die alle an sie gelangen wollten, machten ihr weniger Freude als Nähe; denn sie mußte jedesmal sich und ihren Palast zustuzen, um in einem gewissen blendenden Glanze zu erscheinen. Die Meisten, und besonders die Engländer, wurden nicht angenommen, höchstens diejenigen, die durch ihr Ansehen und ihre Feder auf den Ruf der Lady in Europa von Einfluß seyn konnten. So zeigte sie sich artig und zuvorkommend gegen Herrn von Marcellus, den sie völlig für sich begeisterte, gegen den Fürsten Pückler, von dem sie sagte, sein Geist sey so feivol als sein Styl, und gegen Herrn von Lamartine, dem sie es aber nie verziehen hat, daß er seinen Bindbund streichelte, während er sich mit ihr unterhielt. Sie ließ indeß nichts von ihrem verletzten Stolz merken, denn sie wußte, Lamartine würde von ihr sprechen und seine Stimme Gewicht haben.

Die Jahre verfloßen, die schwankende Gesundheit der Lady Stanhope neigte sich dem Ende zu; ihr Vermögen war geschmolzen, und die Pascha's und Emire kümmerten sich wenig mehr um sie. Sie belagerte die britischen Behörden mit Geldgesuchen und Forderungen, aber das Konsulat nahm wenig Rücksicht auf sie. Endlich blieben ihr nicht einmal eine Theekanne, die nicht zerbrochen war, und genug Tassen, um ihren Gärten Thee und Kaffee anzubieten. Sie entließ ihren Arzt, weil sie ihn nicht mehr bezahlen konnte, tödtete ihre werthvollen Pferde aus Mangel an Pflege für sie, und blieb dennoch so stolz wie zuvor. „Unter diesen Lumpen — sagte sie und zeigte auf ihre durchlöchernten Röcke und zerrissenen Shawls — wer würde da die Enkelin Chatham's erkennen? Und doch bin ich immer eine Pitt! Niemand in diesen Bergen würde wagen, mich zu beleidigen; der Emir Beschir, Ibrahim selbst kämen nicht an meine Thür, ohne die Schuße abzulegen!“ Alles das war keine Uebertreibung; aber es war auch Alles, was sie gewonnen hatte. Ihr Stolz war gesättigt, Europa und der Orient kannten Lady Stanhope; sie war die Zauberkönigin des Libanon geworden.

Doch in den letzten Zeiten ihres Lebens ward die Sibylle durch ihre eigenen Waffen geschlagen. Alle Bettler und Betrüger aus Syrien und Aegypten liefen zur Königin von Labmor, um ihre Freigebigkeit auszubeuten. Besonders kamen die Derwische schaarenweise, und da sie das meiste Ansehen im Lande hatten, so wurden sie von ihr reichlich gespeist und beschenkt. Eines Winterabends aber, zur Zeit, als ihr Geld bereits erschöpft war, zeigte sich wieder ein Derwisch vor ihrer Thür und bat um Almosen. Er war ein athletischer Mann mit langem schwarzem Haar, weißem Bart und nackter Brust und hatte ein Tigerfell um die Schultern geworfen. So stand er vor

dem Hause, während der Seewind in den Cypressen heulte und der Regen das Thal überschwemmte. Man brachte ihm ein gutes Mahl; aber er wusste, daß zu anderen Zeiten Derwische seines Standes hundert und zweihundert Pfaster bekommen hatten, und ihm gab man nichts. Da erhob er sich, streckte den rechten Arm aus, nahm in die linke Hand ein Rinderhorn und blies dreimal hinein mit einem Klange, der zum Geheul des Sturmes stimmte. Dann sprach er über das Haus, über die Sibylle, ihre Sklaven und ihre Freunde eine feierliche Verwünschung aus. „Verflucht!“ rief er dreimal, und während er rief, krächzten die Vult's, die sich im Sturme zeigen und bei den Syrtern für Unglücksvögel gelten. Lady Stanhope aber lag krank und matt auf ihrem Divan.

Bald darauf — es war im Jahre 1839 — starb sie, verlassen von allen Europäern, in den Armen einer arabischen Dienerin. Durch das Dach ihres Zimmers drangen Wind und Regen, und Baumstämme stüpften die morschen Bände. Man setzte ihren Leichnam in der Gruft des Klosters Mar-Elias bei, neben ihrem Propheten, dem Franzosen Loustaunneau.

Niemand hatte diese sonderbare Frau geliebt, und Niemand hat sie betrauert; ihr krankhafter Stolz tödtete sie, nachdem er sie gemartert. Ihre herrschsüchtigen Launen und ihre endliche Verzweiflung und Dürftigkeit mögen Einigen komisch erscheinen, aber sie sind eine ernste Lehre für jene starken Seelen, die von der Erbärmlichkeit und Heuchelei der Welt erbittert werden. Die Geschichte der Lady Stanhope zeigt, daß es besser sey, Gleichgesinnte zu suchen und mit ihnen gegen die Verächtlichkeit der Menschen, wenn wirklich eine vorhanden ist, anzulämpfen, als sich einsam in wahnsinnigem Menschenhaß zu verzehren.

Der Gesundheitszustand des englischen Militärs in verschiedenen Klimaten und Erdtheilen.

Die Theilnahme, welche wir den Zuständen überseeischer Länder und ferner Weltgegenden zuzuwenden gewohnt sind, hat sich in neuerer Zeit um so lebhafter ausgesprochen, je mehr dieser Gegenstand, in Folge der sich verbreitenden Ideen über Colonisation und Auswanderung, unser spezielles Interesse in Anspruch nimmt. In letzterer Beziehung ist es besonders wünschenswerth, über die Lebensdauer der Eingebornen jener Länder, und besonders der dort lebenden Europäer, authentische Nachrichten zu sammeln. Als einen kleinen Beitrag hierzu theilen wir folgende Angaben mit, die dem letzten Hefte des Journals der statistischen Gesellschaft von London entlehnt sind:

„So weit unsere statistischen Beobachtungen reichen, giebt es kein Land, in den gemäßigten wie in den tropischen Zonen, wo die Sterblichkeit der eingeborenen Civil-Einwohner, in dem Alter von 20 bis 40 Jahren, das Verhältniß von 16 von 1000 jährlich übersteigt. In 17 der größten Städte des Reiches, wie London, Liverpool, Hull, Glasgow etc., beträgt die Zahl der Todesfälle unter den Civilisten 15,7, unter dem Militair 15,9 vom Tausend.

„Folgende Tabelle zeigt, wie fast auf allen Stationen außerhalb des Vaterlandes die Sterblichkeit unserer Truppen größer ist:

Neu-Süd-Wales	14,1	von 1000
Vorgebirge der guten Hoffnung	15,3	—
Neu-Schottland und Neu-Braunschweig	18	—
Malta	18,7	—
Kanada	20	—
Gibraltar	22,1	—
Ionische Inseln	28,2	—
Mauritius	30,3	—
Bermuda	32,3	—
St. Helena	35	—
Madras	52	—
Bombay	55	—
Ceylon	57,2	—
Bengalen	63	—
Antillen	85	—
Jamaika	143	—
Bahama	200	—
Sierra Leone	483	—

„Die Sterblichkeit unter den Truppen, welche in ihrem Geburtslande dienen, bleibt sich in allen Weltgegenden fast gleich:

Malta, Miliz aus Eingebornen bestehend	9	von 1000
Süd-Afrika, Pottentotten-Corps	12,5	—
Bengalen, Armee von Eingebornen aus den nördlichen Provinzen	13	—
Madras, Armee von Eingebornen aus der indischen Halbinsel	15	—
Ceylon, armirte Lascareyns, Eingeborne von Ceylon	25,8	—
Durchschnittlich	15	von 1000.

Auch bei den Eingebornen ferner Zonen führt der Wechsel ihrer Primat mit einem fremden Klima eine Vermehrung der Sterblichkeit herbei:

Afrikanische Neger-Truppen, auf den Antillen stationirt	40	von 1000
desgl. in Bahama	42	—
desgl. in Ceylon	61	—
desgl. in Gibraltar	62	—

In tropischen Ländern bieten sich, selbst in geringen Entfernungen, gewaltige Unterschiede in der Sterblichkeit der Bewohner dar: Auf den kleinen und großen Antillen belief sich die Truppenzahl vom Jahre 1817 bis 1836 auf etwa 4373 durchschnittlich. Während dieser Periode starben 7069 M., also 85 vom Tausend im Durchschnitt. Auf den einzelnen Punkten der Garnison stellte sich das Verhältniß wie folgt:

Antigua und Montserrat 40,6; St. Kitts und Nevis, nur 30 engl. Meilen von Antigua, 71; St. Vincent 34,9; St. Lucia, 40 engl. Meilen von letzterer Insel, 122,8; Granada 61,8; Trinidad 106,3; Tobago, 6 engl. Meilen östlich von Trinidad und 60 südöstlich von Granada, 152,8.

Es ergibt sich also aus letzteren Angaben, wie sehr gewagt es ist, in Tropenländern aus dem Gesundheitszustande der Bewohner einer Gegend Schlüsse selbst auf die nächsten Nachbarländer zu ziehen; hier gelangt man nur auf dem Wege der Erfahrung zu zuverlässigen Resultaten. A. S.

Mannigfaltiges.

— Der Oedip des Sophokles auf der deutschen Bühne. Gerade vor drei Jahren (in unseren Blättern vom 1. und 3. November 1842) haben wir über die damals (am 28. Oktober) zum erstenmale stattgefundenen deutsche Aufführung der Sophokleischen „Antigone“ einen ausführlichen Bericht gegeben, der auch von der Fabel der beiden vorangehenden Stücke der Trilogie, von welcher „Antigone“ den Schlussstein und die letzte Erfüllung der alten Weissagung bildet, eine vollständige Uebersicht enthielt. Seitdem hat das edle Werk des alten Meisters, ausgestattet mit der Musik des jungen, die Rundreise durch die Welt gemacht. Es hat die Probe der für den modernen Geschmack, oder vielmehr für den Geschmack der Mode, maßgebenden Pariser bestanden, und es ist über die Bühnen der zwar im griechischen und römischen Alterthume sehr bewanderten, gewöhnlich aber an den goldenen Früchten der Neuzeit noch weit mehr Geschmack findenden Engländer gegangen. Und an einem ganz ähnlichen schönen Herbstabend wie vor drei Jahren fand nun am 1. November abermals in dem freundlichen kleinen Theater des „Neuen Palais“ bei Sanssouci vor demselben von dem königlichen Beschützer der Wissenschaft und Kunst eingeladenen Publikum von Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden die erste Aufführung des zwar von Sophokles viel später geschriebenen, aber seiner Idee nach der „Antigone“ unmittelbar vorangehenden „Oedip auf Kolonos“ statt. Es war dazu auf Anregung Tieck's die Uebersetzung von Franz Zrike gewählt, doch da Mendelssohn schon vor dieser Anregung die Ehre nach Donner's Uebersetzung komponirt hatte, so mußte für den musikalischen Theil die letztere beibehalten werden. Jene Tragödie, ebenfalls ein für sich abgeschlossenes Ganze bildend, ist zwar nicht so dramatisch in der Handlung, nicht so erschütternd in ihrer Katastrophe, als die „Antigone“, aber dafür um so reicher an Scenen des leidenschaftlichsten Pathos einerseits und der lieblichsten Poesie andererseits. A. W. v. Schlegel sagt von dieser Tragödie, daß die ganze Persönlichkeit des Dichters darin sich abspiegelt und in dem Haine der Eumeniden auf Kolonos, „in welchem Lorbeer, Delbäume und Weiden grünen und die Lieder der Nachtigallen überall ertönen“, ein Sinnbild der Sophokleischen Poesie sich darstelle. Für die musikalische Begleitung ist hier also ein weites Feld geöffnet, das auch der Komponist, dem der glückliche Wurf gelungen war, in der „Antigone“ einen neuen Typus für die künstlerische Behandlung des antiken Chores zu schaffen, sehr wohl zu benutzen verstand. Haben seine Nachahmer in den Compositionen zur „Medea“, „Elektra“ etc. ein sehr schönes Reproductions-Talent gezeigt, so hat er in den seinigen zum „Oedipus“ uns wieder bewiesen, daß der Genius sich immer neue Wege zur Erreichung des Ideals zu bahnen vermag, das ihm, wie dem Propheten das Göttliche, durch Inspiration sich darstellt, und wäre es auch in der untergegangenen Welt der Alten begraben. Wir haben dies namentlich in der melodramatischen Behandlung der mit dem Chöre redenden Personen, so wie in der Musik zu der lieblichen, Frieden und Versöhnung bringenden Schlusscene wahrgenommen. Der berühmte schöne Chor zur Verherrlichung Athens und des „lichtweißen Kolonos“ ist in seiner Composition zwar ebenfalls reich an musikalischer Wirkung, doch bleibt er wohl hinter der des herrlichen Bacchischen Lobgesanges in der „Antigone“ zurück, wie denn überhaupt das reflektive Element im musikalischen Theile des Oedip dem leidenschaftlichen nachzusehen scheint. Indessen wird es, um das volle Verständniß des Drama's in seiner lebendigen Darstellung und der Musik insbesondere zu erlangen, einer öfteren Anhörung wohl bedürfen, die auch durch die bald sich wiederholenden Aufführungen auf dem hiesigen königlichen Theater möglich seyn wird. Was die Darstellenden betrifft, so hat es diesmal das männliche Personal in künstlerischer Auffassung der antiken Gestalten und Charaktere dem weiblichen zuvorgethan, während bekanntlich in der „Antigone“ das umgekehrte Verhältniß auffallend genug war. Vor Allem ist Oedipus selbst in sehr verständiger Hand, und die Durchführung dieser schwierigen Rolle, besonders in den leidenschaftlichen Scenen mit Kreon und Polyneikes, gehört wohl zum Gelingensten, was wir jetzt auf unserer Bühne sehen können.

*) δάφνης, ελαίας, ἀμύλων βρώτων πυκνότατοι δ' ἔσσι καὶ αὐτὸν ἐσθιομένοσ' ἀπόδναι.

